

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 1 (1897)

Artikel: Jakob Baechtold
Autor: Waser, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573132>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jakob Baechtold.

Von Dr. G. Waser, Zürich.

Mit Porträt.

„Ob wir in unserm Land gelassen haufen,
„Ob regen Sinnes in die Ferne schweifen,
„Wir schaffen allwärts recht und schlecht das Aufre,
„Wie rühret uns, was unerreichbar ist. . .
„Weil stolz-bescheiden wir uns rühmen dürfen:
„So manchen guten Mann wir unser nennen,
„Die Quelle seines Wertes springt im Volke,
„Und was er ist, dankt jeder dieser Quelle.“

Dieser Worte Gottfried Kellers erinnern wir uns am Sarge seines Freundes und Biographen. Ja, solch einen „guten Mann“ haben Familie und Freunde, Schüler und Kollegen, hat das ganze Schweizervolk in Jakob Baechtold verloren. Ein echter Sohn unseres Landes ist er gewesen, dem Stern ungebroschen urwüchsigen Volkstums entsprossen, aus ländlich bescheidenen Verhältnissen sich emporringend zum Born des Wissens, dem er den ungestillten, frischen Durst des fern davon in sehnsüchtiger Verehrung Aufgewachsenen entgegenbrachte; dazu die echt-schweizerischen Tugenden stiller bescheidener Tüchtigkeit, zähen Fleißes, den nie „Unerreichbares rührt,“ der aber das Seine, d. h. das Heimische, Nächste fest und treu erfährt und ausfüllt.

„Hier bedehno ich mich, hier bin ich heime, himan bin ich burtig, hier sol ich gestaton“. Dies Bekenntnis und Gelübde des alten St. Galler Mönches schrieb Baechtold 1887 seinem Lebenswerk, der „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz“ auf die Stirne, und treulich hat er es gehalten! „Hier soll ich mir eine Stätte gründen,“ die Stätte seiner Wirksamkeit, von der ihn auch der ehrenvollste Ruf ins stammverwandte Nachbarland, an das den Germanisten so viele Geistesbände knüpften, nicht zu trennen vermochte; so ist jene ihm dann auch zur letzten Ruhestatt geworden, um die herum das Vaterländchen strahlend dankbar seinen allerhöchsten Staat: Wald, Berg und See, ausbreitet.

Allen Grund hat es in der That, dem Manne zu danken, der es sich zur Lebensaufgabe gesetzt, den verborgenen Quellen seiner Geistesentwicklung nachzuforschen bis unter den Schutt der fernsten Vergangenheit. Nicht den beim Graben zu Tage geförderten selbstsam geformten Erdstücken und Versteinerungen gilt ja das allgemein wertvolle Hauptinteresse solcher Arbeit, sondern jenem ewig lebendigen, geheimnisvollen Born in der Tiefe.

„Wir aber müssen bei der Arbeit lauschen,
„Wohin die heiligen Ströme wollen rauschen.“

Und was er da erlauscht, wie trefflich wußte es Baechtold andern zu übermitteln. Seine kräftige-einfachen und doch rundlich gefälligen Sätze wandern in klarer und anmutiger Ordnung an einem vorüber, so daß Auge und Sinn ihnen mit Leichtigkeit zu folgen vermögen. Nicht den Gelehrten glaubt man zu hören, der sich vom Katheder herab der Ergebnisse seines Forschens in der farblos abstrakten Sprache der Wissenschaft so gut, als es eben geht, entledigt, — sondern den behaglichen Erzähler, der von der Wäter Art und Kunst berichtend, im Kreise seiner Volksgenossen sitzt. Diesen dankt er so manchen eigenartig frischen Ausdruck, die schlichte Natürlichkeit seiner

ganzen Sprache, welcher dann ein künstlerisch-feiner Sinn noch die rechte Durchbildung und Abrundung zu verleihen wußte. Auch an Baechtolds Stil ist etwas hängen geblieben von dem freudigen Behagen, mit dem er die Arbeit antrat und durchführte: die schon während der Universitätszeit angebahnte Aesensarbeit seiner „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz,“ von den ältesten Zeiten bis zum ausgehenden 18. Jahrh. Alle die übrigen kleinern Schriften, — ja sogar die Kellerbiographie in gewissem Sinne — erscheinen neben dieser nur als Vorstudien, Ergänzungen und Fortsetzungen. Liebe zur Sache, Geduld und guten Mut brauchte es wahrlich die Fülle, um nicht zu erlahmen angesichts des ungeheuren Materials, das mit Suchen, Fragen, Forschen, ja oft „Erläutern, Erraffen“ aus aller Herren Länder zusammengetrieben, gesichtet, einzeln und ineinander

verarbeitet werden mußte. In einer zweiten Auflage gedachte Baechtold dem Leser einen noch bequemern, kürzern und breiteren Weg durch dies Dickicht zu schlagen, als es ihm in der ersten schon gelungen war, und diese Umarbeitung trat ihm in seinen letzten Tagen schon so greifbar nahe, daß er einen erst kürzlich noch erschienenen, höchst anerkennenden Auffas des deutschen Gelehrten Michael Bernays lieber auf die verbesserte Gestalt seines Buches verschoben hätte. Zu der zweiten Auflage desselben wäre dann wohl auch noch ein zweiter Band gefügt worden, der den Weg hinaufgeführt hätte bis auf die Höhen unserer litterarischen Produktion im 19. Jahrhundert. Zum Glück hat er sich die Besteigung des höchsten und schönsten Gipfels, wo unser Meister Gottfried wohnt, nicht bis zum Ende seiner litterarischen Schweizerreise aufgepart, sondern sie, durch Umstände, vielleicht auch Todesahnung gedrängt, vorweggenommen in seinem 1894—96 erschienenen Buche: „Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher.“

Der Biograph giebt hier ein Beispiel treuester, sich selbst vergessener Verenkung in seinen Gegenstand, indem er immer bestrebt ist, diesen selbst, nicht ein subjektiv gefärbtes und gefälschtes Abbild vor uns hinzustellen. So nimmt er denn

die Farben so viel als irgend möglich aus Kellers eigenem Topf, prüft liebevoll gewissenhaft jeden Ton, jedes Pinselstrichlein auf Verhältnis und Kontrastwirkung, damit das Ganze in Grundton und einzelnen Nuancen einen richtigen Begriff von dem wunderbaren Gemälde des Lebens erwecke.

Gottfried Kellers Bild ist das letzte wertvollste einer langen Reihe, die Baechtold aus der schweizerischen Vergangenheit ans Licht des Tages hervorgeholt hat: Nach den ernsthaft-dunkeln Gestalten der St. Galler Mönche folgen die farben- und tönefrohen minnesängerlicher Ritterzeit, in besonders stattlichen Scharen dann, mit wissenschaftlich wie menschlich begründeter Vorliebe dargestellt, die wackern Geisteskämpfer der „zornigen, groben, kraftelerischen, aber auch ernststen und grundebrüchigen“ Reformationsperiode, und noch reicher und vielseitiger die zur Neuzeit hinüberleitenden Typen des zopfig steifen, gelehrtjam nichtern, aber unermüdblich und erfolgreich nach Klarheit und Schönheit ringenden 18. Jahrhunderts, im Vordergrund die scharf ausgeprägten Profile eines Haller, Bodmer und Breitinger.

Welch lange Reihe „guter Schweizermannen“, deren Wirken



† Prof. Dr. Jakob Baechtold, Zürich. Nach Photogr. F. Ganz, Zürich.
Geboren den 27. Jan. 1848 zu Schleitheim (Schaffhausen).
gestorben 8. Aug. 1897 als o. Professor der deutschen Literaturgeschichte
an der Hochschule Zürich.

oft auch über die Grenzen des Vaterlandes hinausgegangen, hat Bächtold an uns vorübergeführt — gewiß darf sich ihr Landsmann „stolz-bescheiden“ ihrer freuen und dessen, der so getreu nach bestem Wissen und Gewissen ihnen ihre Denkmale und -mälchen gesetzt.

„Und denkt er ehrend der Vergangenheit,
Des Landes Hoffnung liebt er, wie sich selbst.“

Auch dies Lob, das Keller dem rechten Eidgenossen spendet, dürfen wir anwenden auf Bächtold — den Lehrer. Gerade diese Seite seiner Wirksamkeit, die pädagogische, pflegte er in allzugroßer Bescheidenheit zu unterschätzen, wohl aus dem Gefühl heraus, daß er zu den sogenannten „begeisterten“ Lehrern nicht gehörte. Das Wort „Begeisterung“ paßt nicht recht, ist zu schlank und feurig für ihn. Aus stillem, zähem, unermüdbarem thätigem Interesse, herzlichem Behagen heraus hat Bächtold gelehrt und geschrieben. Ein ruhig stetes Licht war in ihm, keine Flamme, deren zündende Funken ganz besonders seiner Rede mangelten. Jene Strohfeuerlein, die ein rednerisch Begabter sogar dem Gleichgültigen erwecken kann, hat Bächtolds Vortrag wohl nie entfacht, der sich in leisem aber wohlklingendem Fluss und druckfähig abgerundeten, für rednerische Wirkung fast zu schönen Sätzen dahinbewegte. — Und dennoch gieng, — nichts Hinreißendes, momentan Ueberzeugendes, — aber eine stille, langsam wirkende Kraft von dem Manne aus, der so gelassen am Lehrertischlein saß oder in ruhigster Haltung mit meist auf das Heft gesenktem Blick auf dem Katheder stand.

Läutend wirkte vor allem sein ästhetisches Feingefühl, in dessen klarer und stiller Luft alles Uebertriebene, unwahr Sentimentale oder tendenziös Lärmende nicht bestehen konnte. „Das Feuer muß man leuchten sehen, nicht bloß den Rauch in die Augen bekommen!“ pflegte er zu sagen. Wie köstlich verstand er es z. B. als Lehrer am Mädchenseminar Zürich, seinen Schülerinnen den in diesem Alter beliebten schwärmerischen Schwulst ganz sachte abzugewöhnen. Mit so lebenswürdigem Humor geschah das, daß man sich immer auf die Stunden freute, in denen er die Aufsätze zurückbrachte, deren Korrektur er sich gewöhnlich dadurch erleichterte, daß er sie mit einem seiner Töchterlein auf den Knien nach irgend einer Melodie herunterlang. Als z. B. einmal solch ein Aufsatz chronologische wie geographische Hindernisse kühn bei Seite legend sämtliche Personen der Lessingschen Stücke zu einer gefühlvollen Unterredung in einem Tempel zu Jerusalem versammelt hatte, schlug Bächtold mit dem ernstesten Gesichte der Welt vor, doch den Major von Tellheim mit Necha, und den Tempelherrn mit Mitina zu verheiraten, damit diese Leutchen doch was für ihre Mühe hätten und die ins Achgraue verlaufende Geschichte einen erfreulichen Schluß bekäme. — Wer über solch heilsame Schnaken am herzlichsten lachte, war gewöhnlich die Betroffene selbst. —

Aber nicht nur negativ, sondern in erster Linie positiv machte sich jener seine Geschmac geltend, in der Auswahl des dargebotenen Stoffes, z. B. in jenen ausgezeichneten Lesebüchern, die Bächtold der reifern schweizerischen Jugend in die Hände gegeben hat, — ein Geschenk, dessen Wert sich nicht in

der Schulzeit erschöpft, sondern das man auch später noch, zumal die obere Stufe, nie ohne Belehrung und Freude aufschlagen kann — und ebenso im mündlichen Unterricht, wo immer nur Bestes, und zwar ganz einfach, ohne ermüdendes und entweihendes Breittreten, vorgeführt wurde. Im akademischen Vortrag mußte die Lektüre ersetzt werden durch Bächtolds bekannte schöne „Inhaltsangaben“, worin Erzählung, Charakteristik, Urteil unlöslich fein und anmutig zu einem kleinen Kunstwerk verwoben war. Zimmer gieng er darauf aus, die Schönheit so viel als möglich durch sich selbst wirken zu lassen, nicht sie zudringlich auszubieten und anzupreisen, wie etwa ein Händler seine Ware. Man fühlte es mehr, als daß er es einem zu hören gab, wenn er etwas schön fand, und ein Hauch jener inneren Beschaulichkeit und stillen Freude, mit der man echte Kunst genießen soll, gieng dann von dem äußerlich so ruhigen und trockenen Manne aus, Feststimmung um sich verbreitend.

Nur Kundige konnten etwa durch das wohligh klar hinfließende Wächlein seines Vortrages tiefere Bewegung zittern hören — er selbst suchte dies aus Leibeskräften zu vermeiden, bei ihm besonders gefährlichen Stellen, wie z. B. Schillers Nanie, durch ein an den Rand des Kollegienheftes warnend aufgesetztes „Du Gjel!“ — Je tiefer seine Empfindung war, desto scheuer suchte er sie vor den Augen der Welt zu bergen. Ueberhaupt war etwas Weiches, schüchternes Zartes in dem mächtigen Manne, was sich schon in seinen zierlich runden und kleinen Schriftzügen, der sanften, wohlklingenden Stimme kundgab, — innerlich in der Abneigung gegen alles Freche, Anstößige, Widerwärtige in Kunst und Leben, der Neigung für das poetisch Feine, lieblich Sinnige.

Neben diesem weiblichen Elemente seines Wesens, wohl dem Erbteil einer von dem Sohne hochverehrten Mutter, machte sich noch ein kindliches auf die lebenswürdigste Art geltend in Bächtolds naturwüchziger Naivität, dem impulsiven Wechsel der Stimmung, deren Umschlag zuweilen hätte befremden können, wenn nicht der gutmütig verjöhnliche Humor immer sogleich zum Ausgleich bereit gewesen wäre, — in der sorglosen Fröhlichkeit, der er sich so ganz rückhaltlos hingeben konnte, daß der Unkundige glauben mochte, dieser Mann habe weiter nichts zu denken und zu thun, als sich seines Lebens zu freuen. — Auch in den Zügen des eigenartigen Charakterkopfes lag dies kindliche verborgen und kam besonders dann herzwinnend zum Vorschein, wenn ein schalhaftes Lächeln sich wie Sonnenschein langsam darüber ausbreitete, so daß es einem ganz verständnisvoll warm und heiter ums Herz wurde. Dies Lächeln hat selbst der Tod, der ihm ja so ohne ängstliches Zagen und Harren gekommen, wie Bächtold die guten Freunde zu empfangen liebte, nicht ganz aus seinem Angesichte löschen können, und mit diesem Ausdruck wollen wir sein Bild in der Erinnerung festhalten; er selbst hat ja das Lächeln mehr geliebt als die Klage. So darf denn auch diese trotz seines schmerzlich zu frühen Scheidens nicht zu laut werden — hat er doch ein reiches Leben genossen, reich an den beiden herrlichsten Dingen des Erdenbestens: Arbeit und Liebe, die ihm folgen über Tod und Grab hinaus.

Ein frommer alter Brauch.

Von A. Oberholzer, Arbon.

In ganz katholischen Gegenden der Schweiz trifft der beobachtende Wanderer am Wege hie und da, an eine Hauswand oder an Pfähle genagelt, buntbemalte Bretter von der Form und Größe eines Sargdeckels, die mit frommen Inschriften und zuweilen originellen Sprüchen bedeckt sind. Es sind die sog. Totengedenkbretter, die Verstorbenen zu Ehren von Verwandten, oder auch zum Andenken eines am betreffenden Orte Verunglückten gestiftet wurden, um der abgestorbenen Seele das Gebet teilnehmender Vorübergehender zuzuwenden.

Dieser religiöse, pietätvolle Brauch geht, wie noch manche andere Volksbräuche unseres Vaterlandes, nach und nach aus. Die Bretter verblasen, faulen und verschwinden von ihrem Standorte. In Gegenden, wo man noch in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts überall solche Gedenktafeln traf, findet man heute kaum noch eine Spur. Die noch vorhandenen werden nur noch so lange „geduldet“, als noch nähere Verwandte am Leben sind. Die Inschriften enthalten Namen, Herkunft, Geburtstag, Todesstag und Alter des betreffenden Verstorbenen, dann die Bitte an den Vorübergehenden um ein andächtiges Vater-

unfer und oft noch eine Mahnung an die Vergänglichkeit des Lebens. War die Tafel zum Andenken eines Verunglückten gestiftet, so wurde darauf die Todesart in einem oft originellen Bilde dargestellt, z. B. ein Sturz vom Pferd, ein Ueberfall von Mörderhand zc.

Nachstehende Inschrift ist einem solchen Totenbrett vom Jahre 1837 entnommen, das an der Vorderwand eines alten Waschküschens in Frankreuti b. Arbon, von einem Nußbaum schützend überdeckt, noch sehr gut erhalten ist:

„1834 Den 27. Wintermonat ist gottselig im Herren entschlafen die Ehr und Tugendfame Frau Maria Josefa Bürke geborne Nijch von hier. Ihre lebensstade erstreckten sich auf 64 Jahr 10 Monat 27 Tag. Gott gebe ihr die ewige Ruhe Amen.“

Mein lieber Freund ich bitte dich

Geh nicht vorbey und bett für mich.

Dem Menschen ist es gesetzt einmal zu Sterben.

Selig die Totten, die im Herren sterben.

Von nun an sprichst der Geist, sollen sie Ruhen von ihren Mühen, denn ihre werke Folgen ihnen nach.“ R. I. P.

